Myoterran

Von abgemeldet

Inhaltsverzeichnis

Prolog:	2
Kapitel 1:	3
Kapitel 2: Gefunden und aufgenommen	4
Kapitel 3: Eine unerfreuliche Nachricht	10
Kapitel 4: Die Suche nach dem Richtigen	15

Prolog:

In ferner Vergangenheit
Im finsternen Mittelalter
Herrschten sie über die Nacht
Die Vampire ...
Doch ihre Zahl wurde immer weniger
Jäger wurden zu Gejagten.
Die Flammen der Hölle zügelten hoch über das Land.
Doch die Geschöpfe der Nacht,
die, die in ewiger Finsternis leben,
werden sich nicht kampflös ergeben
Wie lange wird es noch dauern, bis der erste vernichtende Krieg entbrennt?

Kapitel 1:

Einleitung

Frankreich, 13. August 1270

Ich schlug die Augen auf. Ich lag in einem großen, dunklen Himmelbett in meinem neuen Zimmer. Laut gähnte ich und streckte mich ausgiebig. Seufzend stand ich auf und zog mir ein hellbraunes Kleid an.

Jetzt war ich schon seit drei Wochen in diesem Schloss und hatte mich immer noch nicht an die Tatsache gewöhnt, jeden Morgen in diesem Zimmer aufzuwachen. Ich seufzte erneut und begab mich zum Waschen ins Bad. Hier gab es kein fließendes Wasser, aber daran hatte ich mich schnell gewöhnt. Ich ging zurück on mein Schlafgemach. „Ja, das Mittelalter ist schon sonderbar“, dachte ich und lehnte mich aus dem Fenster. Draußen auf dem Hof trainierten die Soldaten, Kutschen fahren ein und aus; das gewöhnliche Treiben an einem gewöhnlichen Tag im Jahre 1270. Zum dritten Mal an diesem Morgen seufzte ich und dachte an den Tag zurück, an dem ich hierher gekommen war.

Kapitel 2: Gefunden und aufgenommen

Das war vor drei Monaten, auf den Tag genau, als mich das Schicksal hierher „verbannt“ hatte. Ich wurde durch den Strudel gesogen und musste wohl ohnmächtig geworden sein. Denn als ich aufwachte, lag ich auf dem Boden mitten in einem dunklen Wald und starrte in ein bleiches, markantes Gesicht mit einem leuchtend blauen und einem gefährlich glühend roten Auge. Am auffallendsten waren jedoch seine spitzen Eckzähne, gefährlich und tödlich. Ein Vampir?!

Ich lag auf dem Rücken, der Vampir hatte sich über mich gebeugt, ich konnte also nicht einfach aufstehen und wegrennen ...

Erschrocken starrte ich in sein höhnisch grinsendes Gesicht. „Oh, du bist also wach“, grinste er und beugte sich noch weiter vor. Ich wollte die Hand heben, ihn wegstoßen; doch der Vampir drückte meine Arme auf den Boden. Ich konnte mich nicht mehr bewegen. Es gab kein Entkommen. „Lass ... mich in Ruhe“, sagte ich. Eigentlich hatte ich vor, mutig, laut und befehlshaberisch zu klingen, doch meine Stimme war schwach und der Vampir grinste nur noch breiter. Seine scharfen Zähne blitzten im Mondlicht. „Was hast du denn?“, fragte der Vampir höhnisch grinsend. „Du solltest stolz sein. Du hast schließlich die Ehre, mein Frühstück zu sein. Und jetzt halt brav still.“ Sachte, fast liebevoll, strich er meine Haare zur Seite. Sein Kopf näherte sich meiner Kehle. Mein Herz raste wie verrückt. Ich zitterte am ganzen Leib. „Nein!“, dachte ich, die Augen geschlossen und auf den Schmerz wartend. Schon konnte ich seinen Atem spüren, seine eiskalte Haut, die kalten, scharfen Zähne ...

„Das wirst du schön bleiben lassen, elender Blutsauger!“, hörte ich plötzlich eine laute Stimme. Ich spürte, wie der Vampir von mir wich, wagte es aber nicht, die Augen zu öffnen. „Du“, zischte der Vampir, „wie kannst du es wagen, mich beim Essen zu stören?“ „Wage es nicht, sie anzufassen, widerlicher Blutsauger!“, drohte die Stimme eines Mannes. Es war eine feste, starke Stimme eines tapferen jungen Mannes. „Was willst du schon dagegen unternehmen?“, fragte der Vampir verächtlich. „Wenn du die Kleine retten willst, musst du schon um sie kämpfen, Mensch!“ Jetzt wagte ich doch, die Augen zu öffnen. Der Vampir kniete vor mir, die Hand auf meinen Bauch gestützt, damit ich nicht abhauen konnte. Vorsichtig drehte ich den Kopf. Ein paar Meter weiter stand ein Mann, um die 30 Jahre alt mit kurzen, braunen Haaren und zornig funkelnden blauen Augen. Er trug Soldatenkleidung und hatte ein langes, blitzendes Schwert in der Hand. „Wie du willst“, sagte er und griff an. Der Vampir löste sich in Luft auf. Ich richtete mich auf und schaute auf. Nun stand der Mann vor mir. „Schnell, steht auf, Mademoiselle. Sie müssen ... AH!“ Ein heftiger Schlag traf ihn an die Seite und sofort liefen Ströme von Blut an dem Mann hinab und tropften auf den Boden. Ich hielt erschrocken die Luft an. „Bringen Sie sich in Sicherheit, Mademoiselle. Hier ist es zu gefährlich für Sie“, keuchte der Mann und hielt sich die blutende Seite. „Ich gehe nirgendwo hin“, erwiderte ich stur und stand auf. Auf einmal ertönte ein schallendes Lachen hinter dem Mann. Er drehte sich erschrocken um. „Mutig, mutig, Kleine! Willst du sehen, wie dein Geliebter stirbt oder hast du vor, dich schützend vor ihn zu stellen?“, rief der Vampir lachend. Er stand genau an der Stelle, an welcher vor kurzem noch der Mann gestanden hatte. „Er ist nicht mein Geliebter, damit das klar ist!“, knurrte ich. „Oh“, sagte der Vampir und schein erstaunt, „ich verstehe. Dann ...“ Doch ich erfuhr nie, was er eigentlich sagen wollte. Denn in diesem Moment stieß der Mann, der vor einer Minute noch hinter mir gestanden hatte, dem Blutsauger sein Schwert

mitten ins Herz. Der Vampir riss erschrocken und erstaunt die Augen auf. Das Schwert wurde mit einem Ruck herausgezogen und der Vampir sank zu Boden. Bevor er auf dem Boden aufschlug, schlug der Mann ihm mit einer fließenden Bewegung den Kopf ab. Mein Herz setzte einen Moment aus um dann im nächsten Moment schneller als gewöhnlich zu schlagen. „Du hättest dich eben nicht mir anlegen sollen“, keuchte der Mann und sank zu Boden. Ich zögerte einen Moment, dann eilte ich auf ihn zu. „Alles in Ordnung bei Ihnen?“, fragte er, ehe ich etwas sagen konnte. „Keine Sorge, mir geht es gut“, antwortete ich rasch, „aber Sie ...“ „Ach, das ist halb so wild“, meinte er und stand auf. Er wischte sich den Dreck von der Hose und steckte das blutige Schwert zurück. „Kommen Sie, Mademoiselle“, sagte er und reichte mir die Hand, „nicht weit von hier warten ein paar Freunde von mir. Kommen Sie.“ Ich folgte ihm. Er ging unglaublich schnell und gerade. Anscheinend war die Verletzung doch nicht so schlimm. Der junge Mann führte mich durch das Gestrüpp auf eine Lichtung zu. Dort saßen fünf Männer, ihre Pferde hatten sie an einigen Bäumen angebunden. „Hey, Lyell!“, rief einer der Männer, „hast du genügend ... Donnerwetter!“ Er hatte mich entdeckt. „Wow. Wo hast du die denn aufgetrieben?“, fragte er und pfiff anerkennend. Ich musterte ihn genau. Er hatte kurze hellbraune Haare und grüne Augen. „Monsieur Lyell“, rief ein anderer erschrocken und sprang auf, „Sie sind ja verletzt!“ „Ach, das ist nichts“, winkte der Mann neben mir wieder lässig ab. „Wirklich. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Sebastian“, fügte er bedeutungsvoll hinzu, als der Mann immer noch besorgt da stand. Ich musterte ihn. Er hatte kurze, weiß – graue Haare, wirkte aber noch gar nicht so alt. 40 vielleicht? Er hatte misstrauische, wachsamer braune Augen, ein markantes Gesicht und ein ziemlich spitzes Kinn. Außerdem trug er ein großes silbernes Kreuz um den Hals. „Das ist Sebastian“, erklärte mir mein Retter leise, „er soll auf mich aufpassen.“ Er grinste. Vorsichtig lächelte ich zurück. „Na ja. Also, darf ich vorstellen“, fügte er laut hinzu und schob mich näher an die Männer heran, „das sind meine Freunde: Pier, Paul, Jean, Frederique und Sebastian. Und ich bin Lyell de Tani, Prinz und zukünftiger König dieses Reiches. Und Sie sind?“ „Mary“, erwiderte ich hastig und verbeugte mich, „es ist mir eine Ehre Sie kennen zu lernen.“ „Die Ehre ist ganz meinerseits, Mademoiselle ...?“ „Nur Mary“, erwiderte ich lächelnd. Lyell blickte mich etwas irritiert und mit hochgezogenen Brauen an. „Tja“, meinte der Mann namens Paul, „damit fällt unsere Waldübernachtung wohl ins Wasser.“ „Ja, wir sollten zurück gehen“, pflichtete Sebastian bei, „damit man Ihre Wunde versorgen kann, Monsieur Lyell.“ „Ich sagte doch, das ist nichts“, meinte Lyell, „aber Sie haben Recht. Wir sollten zurück. Nicht, dass sich unsere Mademoiselle noch erkältet.“ Er lächelte mich an. „Komm.“ Wir gingen zu den Pferden. Lyell steuerte direkt auf einen weißen Hengst zu. „Das ist White Arrow. Er ist schnell wie ein Pfeil“, erklärte Lyell stolz, „soll ich dir aufsteigen helfen?“ „Nein. Danke. Ich glaub ...“, fing ich an, doch Lyell hob mich hoch und setzte mich auf sein Pferd. Er stieg hinter mir auf, nahm die Zügel in die Hand und fragte: „Alles klar?“ „Ja“, erwiderte ich, „danke.“ „Also los Leute!“, rief er und wir ritten rasch einen Pfad entlang aus dem Wald hinaus. Ich saß im Damensitz auf dem weißen Pferd. Mir war noch gar nicht aufgefallen, dass ich ein Kleid trug. Ein sehr merkwürdiges sogar. Es war schwarz, hatte lange Ärmel, die vorne ziemlich weit wurden und reichte mir bis zu den Füßen. „Ein mittelalterliches Kleid eben“, dachte ich und brauchte einen Moment, bis mir klar wurde, was ich gerade gedacht hatte. „Äh. Entschuldigung“, sagte ich, „aber kann mir vielleicht jemand sagen, welches Datum wir heute haben?“ „Heute ist der 13. Juni 1270“, antwortete Pier. „Keine Sorge, nicht Freitag, der 13.“, fügte er rasch hinzu, als er meine erschrockene Miene sah. Aber ich war nicht

erschrocken, weil heute der 13. war. Mich erschreckte vielmehr die Tatsache, dass ich mitten im 13. Jahrhundert gelandet war.

Dann befand ich mich also in einer unbekanntem, mittelalterlichen Welt voller unbekanntem Gefahren. „Na toll“, dachte ich sarkastisch, „einfach klasse.“ Eine Weile herrschte wieder Schweigen. Ich blickte auf die Verletzung meines Retters. Sie blutete immer noch. „Wenn wir nicht bald etwas unternehmen, verblutet er noch“, dachte ich und schaute mich suchend um. „Wir sind in einem Wald und es ist Juni. Hier müsste doch irgendwo ...“ Ich entdeckte das unscheinbare Kraut sofort im Schatten eines großen Baumes. „Halt!“, rief ich und ließ mich von White Arrow gleiten. Verblüfft hielten der Prinz und seine Kameraden an. Ich lief zu der eben entdeckten Heilpflanze und pflückte sie vorsichtig ab. Damit eilte ich zurück, riss behutsam ein Blatt ab und gab es dem Prinzen. „Hier, das ist Mondkraut“, erklärte ich, „es wirkt blutstillen, vermindert den Blutverlust und hilft dem Körper, neues Blut zu bilden. Essen Sie es.“ Lyell betrachtete argwöhnisch die Pflanze. „Bist du sicher?“ „Absolut. Ich habe diese Pflanze schon hundertmal verwendet“, sagte ich mit solcher Zuversicht, dass Lyell das Blatt in den Mund schob und aß. „Gut. Hat jemand von euch vielleicht ein Tuch oder so etwas Ähnliches?“, fragte ich und schaute Lyells Freunde fragend an. „Ja, hier“, sagte Jean und reichte mir ein Leinentuch. Ich riss es zu einem langen Verband und betrachtete dann eingehend die Wunde. „Wenn Sie mich fragen“, sagte ich in sachlichem Ton, „haben Sie ziemlich viel Blut verloren. Wir sollten uns beeilen, damit Sie uns nicht umkippen.“ Während ich sprach, legte ich die Heilpflanze auf seine Wunde und verband sie rasch und professionell. „Wow.“ Pier pfiff anerkennend. „du kannst das ziemlich gut, weißt du.“ „Ich hatte einen guten Lehrer“, erwiderte ich bescheiden. „Tatsächlich?“, fragte Sebastian und schaute mich misstrauisch an, „woher kommst du eigentlich?“ „Äh.“ Mist. Was sollte ich denn darauf antworten? Vielleicht, dass ich aus einer anderen Welt kam? „Ich ... ich weiß nicht. Irgendwie kann ich mich nicht erinnern“, sagte ich langsam, aber überzeugend unwissend. Über die Jahre hinweg waren meine schauspielerischen Fähigkeiten natürlich gewachsen und meine Erfahrungen mit Menschen hatten mir auch ziemlich geholfen. „Oh. Gedächtnisverlust?“, fragte Jean und lächelte freundlich. „Ich ... glaub schon“, antwortete ich, denn ich hatte beschlossen, dass ein „Gedächtnisverlust“ wohl die beste Tarnung war. Und außerdem konnte man so leicht Fragen ausweichen. Ich durfte mich nur nicht verraten ...

„Du scheinst aber nicht aus Frankreich zu kommen“, überlegte Frederique laut. Aha, dann befand ich mich also in Frankreich. „Ich glaube nicht“, antwortete ich und schaute wieder auf die Wunde des Prinzen. „Ich denke, wir sollten wirklich zurück, bevor ...“ „Herr!“ Sebastian reagierte so schnell, dass ich ihn kaum vom Pferd springen sah. Er fing den bewusstlosen Prinzen gerade noch rechtzeitig auf, bevor dieser von seinem Pferd fiel. „Lyell!“ Auch die anderen eilten rasch auf den Prinzen zu. Ich fühlte Lyell den Puls. „Keine Sorge. Er ist nur bewusstlos. Aber wir sollten uns trotzdem beeilen“, fügte ich bedeutsam hinzu. „Ihr habt Recht, Mademoiselle. Los, schnell!“ Man überließ mir White Arrow, Sebastian verfrachtete den bewusstlosen Prinzen auf seinem Pferd und wir ritten schnell zum Schloss.

Das Schloss war groß und wunderschön. Es hatte eine Ähnlichkeit mit einem Schloss aus der Neuzeit. Wie hieß es noch gleich? Ach ja, Schloss Schwanstein. Ich starrte es staunend an, hatte jedoch keine Zeit, es genauer zu betrachten. Eile war geboten. Der Prinz war immer noch ohnmächtig, kein gutes Zeichen.

Prinz Lyell wurde von einem Arzt versorgt. Ich wurde rasch vorgestellt und musste

erzählen, was passiert war. Als ich geendet hatte, untersuchte mich der Arzt ebenfalls. Er betrachtete meinen Hals, sah nach meinen Zähnen und meinen Augen. Als er fertig war, war sein Gesicht ausdruckslos. Nicht besorgt, nicht fröhlich. Nein. Es war völlig ausdruckslos. Ich ahnte nichts Gutes. „Sebastian?“, fragte der Doktor und der Mann blickte auf, „bringen Sie diese junge Dame bitte auf ihr Zimmer. Sorgen Sie dafür, dass sie etwas isst und lassen Sie sie dann allein. Sie braucht jetzt viel Ruhe, nach diesen Strapazen.“ Sebastian nickte und verbeugte sich. „Kommen Sie, Mademoiselle“, sagte er und hinaus. Ich folgte ihm. Sebastian brachte mich auf ein Zimmer, das extra für mich hergerichtet worden war, wartete, bis ich das vorbereitete Essen zu mir genommen hatte und verließ das Zimmer dann wieder.

Ich zog mir ein langes, weißes Nachtgewand an, das auf dem Bett lag und legte mich in das weiche, große Himmelbett. „Weshalb der Doktor wohl so beunruhigt war?“, dachte ich, denn mir war seine nervöse Aura sofort aufgefallen. „Hmm.“ Neugierig, wie ich war, wandte ich natürlich die Sensus – Technik an einer meiner Fledermäuse an, um zu hören, was der Doktor dem Prinzen erklären wollte.

„Ah, Herr Doktor. Sagen Sie, wie geht es ihr?“ Das war der Prinz. Also war er wieder bei Bewusstsein. „Nun“, hörte ich die Stimme des Doktors, „es sieht nicht gut aus. Sie ist ziemlich blass. Das ist natürlich logisch, nachdem was passiert ist. Aber ...“

„Reden Sie nur, Doktor. Ich möchte wissen, ob es mir gelungen ist, Mademoiselle Mary zu retten.“

„Nun ja. Ihre Zähne sind ungewöhnlich spitz und ihre Augen scheinen einen kleinen roten Schimmer zu haben. Ich habe ihr unbemerkt ein Kreuz umgelegt. Ich weiß nicht, ob sie schon eine Blutsaugerin geworden ist oder nicht. An ihrem Hals waren zwar die Abdrücke von zwei spitzen Zähnen, aber keine Bisswunden. Sie steht auf der Kippe. Es kann sein, dass sie heute Nacht noch zu den Ungeheuern wechselt, aber es ist genauso gut möglich, dass sie ein Mensch bleibt. Gott allein weiß, was passieren wird.“

„Und selbst, wenn sie ein Vampir wird, so werde ich sie von ihren Qualen befreien, dass schwöre ich. Aber sagen Sie, Herr Doktor: Hatte das Mädchen etwa kein Kreuz um? In so gefährlichen Zeiten?“

„Nein. es hat mich auch sehr gewundert. Aber ich glaube, dass sie es verloren hat. Möglicherweise hat der Vampir sie auch dazu gezwungen, es wegzuzerfen.“

„Ja, das wäre möglich. Beten wir, dass die Vampire nicht siegen werden.“

Ich hatte genug gehört, deshalb beendete ich die Sensus – Technik, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und dachte nach. Hieß das jetzt, dass ich ein Vampir geworden war? Aber nein, das konnte nicht sein. Schließlich hatte ich ein Kreuz um. Unwillkürlich tastete ich nach dem kleinen, heiligen Gegenstand.

Ich wusste nicht genau, ob ich erleichtert oder beunruhigt sein sollte.

Irgendwie fühlte ich mich merkwürdig. Fast so, als wäre etwas mit meinem Erscheinen in dieser Welt in mir aufgetaucht, hatte aber nicht genug Kraft um vollständig zu erwachen. Vor meinem geistigen Auge lief eine lang vergessene Erinnerung ab. Zu schnell und zu getrübt, als das man etwas erkennen konnte. Angestrengt versuchte ich sie zu erfassen. Aber es war, als wenn mein Gedächtnis ein Sieb wäre, als würde ich versuchen, Luft mit bloßen Händen festzuhalten.

Nach einer Weile gab ich erschöpft auf und versuchte zu schlafen.

Der Prinz brauchte nur drei Tage, um sich zu erholen. Während dieser Zeit wurde ich des öfteren von dem Doktor untersucht und „unauffällig“ beobachtet. Ich ließ es über mich ergehen und tat so, als fiel es mir nicht auf. Ich behielt meine zurückhaltende,

„unwissende“ Art. Anfangs stellte man mir Fragen über meine Vergangenheit, meine Herkunft, meinen Glauben, meine Familie, meinen Stand in der Gesellschaft, meinen vollen Namen ... und ich antwortete immer gleich: dass ich mich nicht erinnern könnte, dass ich nicht wusste, woher ich kam und dass ich nur wusste, wie ich hieß: Mary. „Vielleicht kommt sie aus England“, vermutete Sebastian, doch der Doktor schüttelte nur den Kopf: „Nein, der Name ist in vielen Ländern beliebt. Nicht nur in England. Auch in Schottland, Irland, sogar in Deutschland und auch hier in Frankreich gibt es ihn ab und zu. Außerdem spricht die Kleine fließend französisch.“

Am dritten Tag nach meiner Ankunft wurde ich dem Königspaar vorgestellt. Ich benahm mich höflich und beantwortete Fragen so gut ich konnte (wenn man bedenkt, dass ich doch an Gedächtnisschwund zu leiden hatte). Der König war überrascht, dass ich die höfische Sprache beherrschte. Er vermutete, dass ich aus einem Adels – oder sogar einem Königshaus kommen musste. „Das würden dann auch deine Kenntnisse über Pflanzenkunde erklären“, meinte Prinz Lyell. „Pflanzenkunde?“, fragte der König mit hochgezogenen Augenbrauen. Prinz Lyell erzählte, was im Wald passiert war. Der König hörte aufmerksam zu, dann sagte er zu mir: „Da können wir uns ja glücklich schätzen, dass du da warst. Wenn du unserem Sohn nicht geholfen hättest, wäre er vielleicht an Blutverlust gestorben.“ „Ach was, das war doch selbstverständlich“, erwiderte ich bescheiden. „Nein, nein. das war wirklich bemerkenswert“, widersprach Prinz Lyell, „Vater? Kann ich dich kurz sprechen?“ Der König schaute den Prinzen fragend an. Dieser warf mir einen kurzen Seitenblick zu. Ich verstand sofort, verbeugte mich vor dem König und verließ mit eleganten, raschen Schritten den Thronsaal.

So stand ich ungefähr 5 – 10 Minuten in der Nähe der Tür und wartete geduldig auf den Prinzen. Ich hatte das unangenehme Gefühl der Wiederholung. Fast, als hätte ich das alles schon einmal erlebt.

Als der Prinz herauskam, blickte er sich suchend um, erblickte mich und lächelte glücklich. Prinz Lyell schloss die Tür hinter sich und kam strahlend auf mich zu. Als er vor mir stand, verbeugte Lyell sich vor mir. Erstaunt und verdutzt blickte ich ihn an. Er nahm meine Hand und küsste sie. „Ich bin ja so froh, dass wir uns begegnet sind, Mary. du bist wahrlich ein Geschenk Gottes, Schwester“, sagte er und sah mich lächelnd an. „Schw ... Schwester?“, fragte ich verblüfft. Lyell nickte: „Ja, meine Eltern haben beschlossen, dich zu adoptieren.“

Jetzt wusste ich wieder, woher mir das alles bekannt vor kam. Die selben Worte hatte Elyon zu mir und Seni gesagt, als sie uns aufnahm. Und dasselbe hatte ich zu Seni gesagt, als er wieder erwacht war.

Verdutzt nickte ich. Lyell strahlte.

Und so wurde ich in die Königsfamilie aufgenommen. Langsam kam mir das doch zu schicksalhaft vor. Immer Königsfamilien. Schon sehr eigenartig. „Ach, was soll's“, dachte ich achselzuckend.

Ich wurde in das Leben am französischen Hofe eingeführt und lebte mich auch hier schnell ein. Der Prinz erholte sich rasch von seinem Zusammentreffen mit dem Vampir. Einmal verriet er mir auch, dass er froh sei, wieder eine Schwester zu haben. Als ich ihn daraufhin fragte, was mit seiner Schwester passiert war, antwortete er traurig: „Sie wurde von einem Vampir gebissen und hat uns verlassen. Vermutlich lebt sie jetzt unter ihresgleichen oder sie ist schon tot.“ „Oh, das tut mir Leid“, sagte ich mitfühlend. „Schon okay“, meinte Lyell, „sie sah dir ein wenig ähnlich, weißt du.“ Zärtlich strich er mir durchs Haar. „Aber ich habe hier im Schloss noch nie ein Bild von

ihr gesehen. Wieso ...?", fragte ich. Der Prinz seufzte: „Meine Eltern haben befohlen, alles, das an sie erinnert zu zerstören. Es ist fast so, als hätte es sie nie gegeben.“

Damit war das Thema abgeschlossen. Der Prinz sagte nichts mehr über seine Schwester, weder an diesem Abend, noch an irgendeinem anderen Tag. Das einzige, was ich noch erfuhr, war, dass sie vor vier Jahren verschwand.

Fast jeden dritten Tag sah der Doktor nach mir. Mal wirkte er zufrieden, mal beunruhigt. Es schien immer noch nicht hundertprozentig sicher zu sein, ob ich nun zum Vampir wurde oder nicht.

Auch fiel mir auf, dass Sebastian mich genauer im Auge behielt. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass er mir nicht traute. Wenn er mit mir sprach, so war er zwar stets freundlich und hilfsbereit, doch sobald ich nicht hinsah, so verfinsterte sich seine Miene und er blickte mich mürrisch und argwöhnisch an.

Ich beschloss, ihn zu ignorieren und ihm aus dem Weg zu gehen.

Aber ich hatte auch ohne Sebastian und die regelmäßigen Untersuchungen genug zu tun. Der König hatte nämlich darauf bestanden, mich (genauestens) in das Leben am französischen Hofe einzuführen. Deshalb wurde ich unterrichtet. Ja, ich hatte Unterricht! Als wenn ich in Alieterra nicht schon genug davon hätte! Allerdings waren die Fächer hier etwas anders. Es gab z.B. das Fach Benehmen; Religion; Handarbeit; Mathematik; Latein; Lesen; Schreiben und so weiter.

Aber ich meisterte alle Aufgaben zufriedenstellend und war bald am ganzen Hof bekannt und geachtet.

Kapitel 3: Eine unerfreuliche Nachricht

Es klopfte. „Herein“, rief ich ohne mich umzudrehen. Die Tür ging auf und ich hörte jemanden hereinkommen. „Guten Morgen, Mary.“ „Guten Morgen, Lyell“, erwiderte ich. Lyell stellte sich neben mich und legte mir den Arm um die Schulter. „Na, was ist? Hast du etwa keinen Hunger?“, fragte er. „Doch, eigentlich schon“, antwortete ich. Mein Magen knurrte. Lyell lachte. „Ich hab es dir hochbringen lassen.“ Er deutete auf den Tisch, auf dem ein Tablett mit Essen stand. „Wow. Danke. Also, das wäre doch nicht nötig gewesen“, staunte ich, „womit hab ich das verdient?“ „Für dich tu ich doch alles“, grinste Lyell und führte mich zum Tisch. Ich setzte mich und begann zu essen. „Also, erzähl. Weshalb bist du hier?“, fragte ich schließlich, als ich fertig war. „Dir kann man auch gar nichts vormachen, was?“, fragte Lyell lachend. Ich grinste und nahm einen Schluck Milch. Plötzlich wurde der Prinz ernst. „Nun. Also. Ich hab eine Nachricht an dich“, sagte er mit ernstem Gesicht, „du bist ja jetzt schon 15 und ja ... Vater hat beschlossen, dich zu verheiraten.“ „WAS?!“, rief ich und verschluckte mich prompt. Hustend und prustend hörte ich Lyell sagen: „Ja. Du sollst dich für einen der Prinzen aus dem Nachbarstaat heiraten.“ „Was heißt, einen der Prinzen?“, fragte ich Lyell keuchend. „Es sind drei“; erklärte dieser, „und du sollst dich für einen entscheiden.“ „Das ist doch ein schlechter Scherz, oder?“, fragte ich und erwartete, dass Lyell mir lachend bestätigte, dass es ein Scherz war. Doch sein Gesicht blieb ernst. Also versuchte ich ebenfalls, eine ernste Miene, statt einer erschrockenen aufzusetzen. „Okay“, sagte ich langsam, „und wann treffe ich die Herren?“ „Sie sind schon da“, antwortete Lyell ruhig. „Sie sind schon da?!“, wiederholte ich laut. „Ja, sie warten nur noch darauf, dass du zu ihnen hinunter kommst“, meinte Lyell und stand auf, „wenn du dann so weit bist?“ Einen Moment lang wollte ich mich einfach weigern, mit zu gehen. Mein Magen rumorte. Hätte ich nur nicht so viel gegessen. Seufzend stand ich dann doch auf und folgte Lyell nach unten.

Um ehrlich zu sein, mir zitterten ganz schön die Knie, als wir uns dem Thronsaal näherten. Lyell hielt beruhigend meinen Arm. Wir hielten vor der Tür an, ich atmete noch einmal tief durch und wir traten ein.

Und da standen sie, besser gesagt, knieten sie. Die drei Männer hatten sich vor dem König verbeugt und wandten nun, da Lyell und ich eintraten die Köpfe zu uns. Während wir auf sie zugingen, musterte ich die Männer genau.

Der Älteste (zumindest schätzte ich ihn auf 35 Jahre) war groß, schlank und muskulös. Er hatte langes, dunkelbraunes Haar, braune Augen und ein kantiges Gesicht. Beinahe über sein ganzes Gesicht zog sich eine lange Narbe. Er wirkte stark und wachsam.

Der zweite war etwas jünger (vielleicht 30?), hatte schulterlange, glatte, blonde Haare, grasgrüne Augen, ein schmales Gesicht, dünne Lippen, ein spitzes Kinn und eine ziemlich kleine Nase. Seine Haltung war lässig, er erschien mir gelassen und irgendwie gesellig. Er hatte eine Narbe über Wange und Nase.

Der Jüngste (er zählte vielleicht 25 Jahre) war sehr zierlich und dünn, er schien dennoch ebenfalls durchtrainiert zu sein. Jedoch schien mir, als hätte er, im Gegensatz zu den anderen beiden, keine richtige Kampferfahrung. Der junge Mann hatte ein sanftes, weiches Gesicht, kurze, braune Haare und saphirblaue Augen.

Leicht beunruhigt ging ich auf die drei zu. Die Männer standen auf. Erst jetzt bemerkte ich, wie groß sie waren. Der Älteste war mindestens 1,80m. Der zweite war

einen Kopf größer als ich und sogar zu dem Jüngsten musste ich aufblicken. Eine Weile herrschte Stille. Wir sahen uns nur abschätzend an. Dann erhob sich der König, ging auf uns zu und sagte: „Nun, also. Darf ich vorstellen: Dies ist meine Tochter Mary. Mary, das sind Antoine, Jacques und Philippe.“ Die drei deuteten eine Verbeugung an. Ich machte einen Knicks. „Es ist mir eine Ehre, Sie kennen zulernen“, sagte ich. „Die Ehre ist ganz unsererseits“, erwiderte Jacques, der Mittlere und küsste mir die Hand. Seine beiden Begleiter nickten und taten es ihm gleich. „Ich denke, es wäre gut, wenn du jeweils einen Tag mit den dreien verbringen würdest“, schlug der König lächelnd vor. Mir gefiel das zwar überhaupt nicht, doch ich lächelte zurück und erwiderte: „Ja, ich denke, das ist eine gute Idee.“ „So können wir uns auch besser kennen lernen“, meinte Jacques. Er hatte eine lockere, fröhliche Stimme, die mich sofort an Miranda erinnerte. Der König fragte: „Wer von euch übernimmt den ersten Tag?“ „Ich“, antwortete Antoine, der Älteste mit einer tiefen Bassstimme, „dann Jacques und danach Philippe.“ Seine beiden Begleiter schienen nicht gerade begeistert zu sein, willigten aber ein. Und mir blieb natürlich auch nichts anderes übrig, als mich zu fügen. Antoine bot mir seinen Arm an. Ich ergriff ihn und ließ mich hinausführen.

Das erste, was mir an Antoine auffiel, war, dass er sehr ruhig war. Wir hatten beschlossen, einen Spaziergang durch den Schlossgarten und den Wald zu machen. Ich war sehr froh, wieder richtig hinaus zu kommen. Lyell war zwar abends manchmal mit mir spazieren gegangen, aber wir hatten das Schlossgelände nie verlassen. „Viel zu gefährlich für eine junge, hübsche Mademoiselle wie dich“, hatte er immer gesagt. Und jetzt war ich doch draußen. Zusammen mit einem großen, starken, schweigsamen Mann, der vielleicht bald mein Gemahle sein sollte. In Gedanken seufzte ich laut.

Wir gingen schweigend weiter durch den Wald und hielten auf einem kleinen Hügel. Dort setzten Antoine und ich uns auf den Boden und genossen stumm die Landschaft. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und sagte: „Monsieur Antoine? Darf ich Euch etwas fragen?“ Mein Begleiter nickte nur stumm. „Woher habt Ihr diese Narbe?“, fragte ich. Antoine schwieg einen Moment, dann antwortete er langsam: „Ein Vampir hat sie mir zugefügt.“

Ich seufzte.

Schon wieder.

Schon wieder hörte ich etwas von Vampiren.

Und wieder war es nichts Gutes.

Gab es denn nur schlechte Vampire?

„Könnt Ihr mir vielleicht mehr von Vampiren erzählen?“, fragte ich Antoine. Wieder dauerte es einen Moment, bis er antwortete. Aber als er sprach, hatte seine Stimme einen sachlichen Ton angenommen, so dass es mir möglich war, meine eigene Meinung zu bilden, ohne von seiner beeinflusst zu werden.

„Vampire sind unsterbliche Wesen in Menschengestalt, die in ihren Grabstätten, also Friedhöfen, Schlössern oder Burgen hausen und tagsüber in ihrem Sarg schlafen. Sie zeichnen sich durch ihr bleiches Äußeres aus und ernähren sich ausschließlich von Blut. Außerdem haben sie zwei spitze Eckzähne. Mit diesen fügen Vampire ihren Opfern, welche vornehmlich menschlich sind, eine Bisswunde zu, welche sich zumeist in der Halsgegend an der Schlagader befindet. Anschließend trinken sie vom Blut ihrer Opfer, um ihren Blutdurst zu stillen.“

Als wesentliches Merkmal wird dem Vampir Unsterblichkeit zugeschrieben.

Von Vampiren Gebissene werden selbst zu Vampiren.

Vampire können sich in Fledermäuse verwandeln. Sie besitzen kein Spiegelbild. Des Weiteren sind Vampire nicht in der Lage, fließende Gewässer zu überqueren. Zur Abwehr dienen Knoblauch und jedwede Darstellungen eines Kreuzifix. Ferner soll geweihtes Wasser Vampiren Schaden zufügen. Direkte Möglichkeiten, einen Vampir zu vernichten, sind das Köpfen und vor allem das Pfählen, das Schlagen eines Holzpflöcks mitten durchs Herz.

Auch eine kombinierte Methode aus Köpfen und Pfählen, soll verhindern, dass der Vampir als Unsterblicher zurückkehrt. Bei dieser Methode wird der Vampir gepfählt und der Kopf der Kreatur mit einem geweihten Schwert oder ähnlichem abgetrennt. Daraufhin wird der Mund des Toten mit Knoblauch gefüllt.

Dies ist die sicherste Methode.

Außerdem fürchten sich Vampire vor dem Sonnenlicht oder anderem hellen Licht, weshalb sie nur nachts aktiv sind. Beim Kontakt mit Sonnenlicht verbrennen Vampire.“

Ich hörte Antoine aufmerksam zu und verfiel, als er geendet hatte, in nachdenkliches Schweigen. Nach einer Weile sagte ich: „Also, es gibt doch gute und schlechte Menschen. Gibt es dann nicht auch gute Vampire?“ Antoine sprang auf und seine Stimme war nicht mehr ruhig und sachlich, sie war laut und aufbrausend.

„NEIN“, fuhr er mich an, „Niemals. Sie fürchten und hasen all das, was uns ausmacht. Ihr bloßes Dasein ist beschränkt darauf, uns zu jagen!“

Wütend blickte er mir in die Augen. „Die Kirche jagt sie, weil sie Ketzer sind, die schlimmste Art von Ketzern, denn ihnen kann keine Vergebung geschenkt werden. Sie haben sich von Gott, unserem Herrn abgewandt, und all ihre anderen, ungezählten Sünden verblassen dagegen! Heilige Symbole vertreiben sie, und ist das nicht Beweis genug?“ Schnaubend fuhr er fort: „Sie treiben sich nachts umher, wenn gute Menschen schlafen, berauben sie ihres Blutes und erschaffen neue Monster. Gut, sagst du? Wie kann so etwas gut sein?“

Mit einem solchen Wesen können wir nicht gemeinsam existieren. Und das ist ja nicht alles; sie fürchten geweihte Gegenstände, und kann jemand, der sich vor unserem Herrn fürchtet, ja sogar Entsetzen spürt, ein gutes Ding sein? Nein. Sie sind verabscheuungswürdig, vernichtenswert, allesamt, egal wie sie sich im Einzelfall verhalten mögen - denn früher oder später geben sie alle ihrer Natur nach, und diese Gefahr ist zu groß, als dass unsere Mutter Kirche sie ignorieren könnte.“

„Tut mir Leid“, sagte ich hastig, „das hätte ich nicht sagen dürfen.“ „Schon gut“, erwiderte Antoine etwas ruhiger und schaute zum Himmel. „Wir sollten zurückgehen“, meinte er, „es dämmt bereits und nachts ist es hier manchmal sogar noch gefährlicher, als anderorts bei Tag.“

Mit Einbruch der Nacht kamen wir im Schloss an. Lyell begrüßte mich ausführlich, aber ich wimmelte ihn rasch ab und verschwand in meinem Zimmer, um nachzudenken.

Konnte es möglich sein, dass Vampire von Natur aus böse waren? Aber was wurde dann, aus einem gläubigen Menschen, wenn er zum Vampir wurde? Gab es denn keinerlei Möglichkeiten, jemandem von dem Vampirfluch zu erlösen, ohne ihn zu töten? Und warum, warum wandte Gott sich von diesen Geschöpfen ab?

„Mademoiselle Mary?“, ertönte plötzlich eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um.

„Doktor Duremont ist hier“, sagte Lyell und hinter ihm entdeckte ich den Doktor.

„Okay“, sagte ich und stand auf. Der Prinz ließ den Doktor ein. „Legen Sie sich doch hin“, ordnete Doktor Duremont an. Ich legte mich brav auf mein Bett. Der Doktor

untersuchte nacheinander meinen Hals (um den ich, seit ich hier war, immer ein mit Knoblauchgetränktes Tuch trug), meine Ohren, meine Augen und meine Zähne. Dann fragte er mich völlig sachlich: „Wie fühlt Ihr Euch?“ „Gut“, war meine Antwort. „Was habt Ihr heute getan?“ „Ich bin mit Monsieur Antoine spazieren gegangen.“ „Wie oft habt Ihr heute etwas gegessen?“ „Nur heute Morgen. Ich habe im Moment einen gemäßigten Appetit“, erwiderte ich. „Was habt Ihr getan, bevor ich hereinkam?“ „Nachgedacht.“ „Worüber?“ „Doktor, das geht nun wirklich ...“, begann Lyell, doch auf eine Handbewegung des Doktors schwieg er. Monsieur Duremont blickte mich fragend an: „Nun?“ „Über Vampire“, antwortete ich wahrheitsgemäß. Des Doktors Miene verfinsterte sich. Lyell sah mich erschrocken an. „Okay, dann bis in drei Tagen“, meinte der Doktor und fügte an Lyell gewandt hinzu: „Monsieur Lyell? Ich würde Euch gerne noch kurz sprechen.“

Diesmal belauschte ich die beiden nicht. Jetzt kannte ich Lyell ja besser und gehörte sich nicht, seine Freunde zu belauschen. Ich würde den Prinzen dann einfach fragen ...

Gute zehn Minuten später kam dieser wieder herein. Unterdessen hatte ich mich umgezogen und mich wieder zu Bett gelegt. Nun richtete ich mich auf und blickte Lyell, der sich auf die Bettkante gesetzt hatte, fragend an. „Was hat der Doktor denn gesagt?“, fragte ich. „Äh nun ja“, begann Lyell zögernd, „er meinte, du solltest nicht mehr so viel über Vampire nachdenken.“ „Warum?“, fragte ich. „Manchmal benimmt sie sich wie ein kleines Kind“, dachte Lyell, „aber was kann man anderes erwarten? Schließlich leidet sie ja an Gedächtnisverlust.“

Ich ließ mir nicht anmerken, dass ich unabsichtlich seine Gedanken gelesen hatte, sondern schaute den Prinzen nur neugierig an. „Nun ja, weil“, begann Lyell, „der Doktor denkt, dass du noch zum Vampir wirst, wenn du so viel über diese Geschöpfe nachdenkst.“ Erstaunt schaute ich den Prinzen an. „Aber, ich dachte, man wird nur zum Vampir, wenn man von einem gebissen wird“, warf ich ein. „Ja, aber“, erwiderte Lyell, „bei dir scheint das irgendwie anders zu sein. Mal scheint es, als seiest du schon ein halber Vampir und dann wieder nicht. Du stehst – wie der Doktor sagt – auf der Kippe. Am Rande des Abgrunds der Hö-“ Doch ich legte ihm die Hand auf den Mund. „Psst“, zischte ich, erhob mich langsam und schlich zum Fenster.

Denn ich hatte etwas gehört, ein Geräusch. Oder war es eine Stimme? Vorsichtig öffnete ich das Fenster.

Vor meinem Fenster stand ein Baum, eine große, alte Buche.

Und auf eben dieser Buche saßen mindestens ein Dutzend Fledermäuse. Ich kannte sie nicht, aber sie schienen mir vertraut. So, als säßen sie jeden Abend hier. Fragend schaute ich sie an. Eine der kleinen Tiere blinzelte und blickte zu Boden. Ich folgte ihrem Blick und entdeckte im Schatten des Baumes einen Mann. Groß, mit kurzen weißen Haaren und roten Augen. Der Mann war ziemlich blass und trug einen langen schwarzen Umhang. „Scher dich zum Teufel, verdammter Blutsauger!“ Ein Messer zischte an mir vorbei, direkt auf den Mann zu. Doch noch ehe es ihn erreichte, war er verschwunden. Ich war fürchterlich erschrocken, spürte aber schon Lyells beruhigenden Arm auf meiner Schulter. „Und ihr verschwindet hier! Fort mit euch!“, rief Lyell und wollte schon ein weiteres Messer auf die Fledermäuse werfen. „Nicht!“, rief ich und hielt seinen Arm fest. „Mary, was?“ „Bitte, nicht dir Fledermäuse“, flehte ich, „sie haben doch gar nichts getan.“ Lyell ließ die Hand sinken, als er meine feuchten Augen sah. Tja, im Schauspielern war ich schon immer gut gewesen.

Wütend schloss der Prinz das Fenster. „Ich bleibe heute Nacht hier“, beschloss er zornig. Ich wagte nicht, ihm zu widersprechen. Also schlüpfte ich wieder ins Bett, Lyell

deckte mich zu und setzte sich auf einen Stuhl neben mir. Eine Weile herrschte Schweigen. Ich erinnerte mich an den Tag, als ich Lyell kennengelernt hatte. Da fiel mir plötzlich etwas ein. „Du Lyell?“

„Ja?“

„Wie hast du es eigentlich geschafft den Vampir zu überwältigen? Damals an dem Tag, an dem wir uns kennen lernten.“ „Hmm“, meinte Lyell, „ich habe einfach die Gelegenheit genutzt, als er von dir abgelenkt war und habe mich schnell an ihn heran geschlichen.“ Dabei belies er es. Wir verfielen wieder in Schweigen.

Schließlich fragte Lyell vorsichtig: „Du Mary? Worüber hast du denn nun genau nachgedacht?“ „Ich hab mich gefragt, ob Vampire nicht auch gut sein können“, gähnte ich. Die nächste Reaktion folgte, wie erwartet: Lyell riss erschrocken die Augen auf und sagte mit zitternder Stimme: „Mary, es gibt ...“ „Ich weiß, was du denkst“, unterbrach ich ihn, „es gibt keine guten Vampire. Sie wurden von der Kirche als ketzerisch bezeichnet. Aber was passiert denn dann mit gläubigen Menschen, wenn sie zu Vampiren werden?“ Darauf wusste Lyell keine Antwort. Ich seufzte und drehte mich auf die Seite. Bevor ich einschlief, fragte ich noch leise: „Du? Lyell? Passt du auf mich auf, wenn ich schlafe?“ „Ich werde nicht von deiner Seite weichen“, versprach Lyell. „Danke“, flüsterte ich und verfiel in tiefen Schlummer.

Kapitel 4: Die Suche nach dem Richtigen

Ich wachte auf. Die Vorhänge meines Himmelbettes waren zugezogen. Lyell saß nicht mehr neben mir. Gähnend und streckend richtete ich mich auf und zog die Vorhänge zur Seite.

Lyell stand am Fenster und sah hinaus ins leuchtende Morgenrot. Leise stand ich auf. Der Prinz drehte sich nicht um, begrüßte mich aber trotzdem: „Guten Morgen, Mary.“ „Guten Morgen“, erwiderte ich, „ich werde mich schnell frisch machen.“ Rasch verschwand ich im Bad.

Kurze Zeit später kam ich wieder. Lyell stand immer noch am Fenster und blickte hinaus. Ich stellte mich neben ihn und tat, als würde ich ebenfalls aus dem Fenster sehen. Verstohlen musterte ich den Prinzen aus den Augenwinkeln. Er regte sich nicht, sein Gesichtsausdruck war ernst und nachdenklich. „Alles in Ordnung?“, fragte ich ihn. Lyell antwortete nicht, sondern schaute nur ernst aus dem Fenster. Ich folgte seinem Blick. Draußen auf dem Hof ging es zu wie immer. Auf den ersten Blick war nichts Außergewöhnliches zu entdecken. Erst bei genauerem Hinsehen bemerkte ich ihn. Vor dem Tor standen der General des Schlosses und ein Mann, den ich für einen Mönch hielt. Er trug lange braune Gewänder und hatte die typische Mönchsfrisur. Die beiden schienen heftig zu diskutieren. Stirnrunzelnd beobachtete ich sie. Der Mönch gestikulierte schnell, deutete immer wieder zum Schloss und redete dabei vehement auf den General ein. „Pack deine Sachen!“, sagte Lyell plötzlich tonlos. „Was?“ Ich drehte mich erstaunt zu ihm um. „Du bekommst ein anderes Zimmer. Noch heute. Na los!“, rief er streng. Verwundert beeilte ich mich, meine wenigen Sachen zusammenzupacken. Lyell blieb reglos am Fenster stehen und schaute hinaus. „Was ist nur los mit ihm?“, fragte ich mich. „So kenn ich ihn gar nicht.“

Erst, als ich alle meine Sachen beisammen hatte, drehte sich Lyell um. „Bist du fertig? Dann komm.“ Er packte mich am Arm und zog mich hinaus. Wir eilten durch das Schloss auf die gegenüberliegende Westseite. Es war ein dunkles Zimmer. Das Zimmer war nur halb so groß, wie mein Altes, aber das war mir egal. Mich beunruhigte Lyells neue Art. „Ich lass dich jetzt kurz allein, damit du dich einrichten kannst“, sagte Lyell tonlos und ging raschen Schrittes davon. Ich blickte ihm überrascht nach, dann richtete ich mich ein.

20 Minuten später hatte ich mich angepasst und Lyell kam mit einem Frühstückstablett in den Händen zurück. Er wirkte immer noch angespannt, aber nun lächelte er. „Hier, iss!“, sagte er und stellte das Tablett vor mir auf den Tisch. Um ihm den Gefallen zu tun und nicht sein Misstrauen zu erwecken, aß ich brav das Frühstück. Als ich fertig war, nickte der Prinz knapp und erklärte: „Monsieur Jacques wartet unten. Er wird dich etwas aufmuntern.“ „Du bist von uns beiden doch derjenige, den man aufmuntern muss“, dachte ich und stand auf. Lyell brachte mich hinunter. Unten wartete ein strahlender Jacques auf mich, der mich sofort fröhlich begrüßte und vorschlug, einen Spaziergang zu machen.

Jacques war das genaue Gegenteil von Antoine. Während Antoine ruhig, nachdenklich und besonnen war, war Jacques fröhlich, ausgelassen und sehr gesprächig. Er redete während unserem Spaziergang im Schlossgarten über dieses und jenes, fragte mich alles Mögliche und hatte immer einen witzigen Spruch auf Lager.

Es schien fast so, als könnte er von jedem Ding, und wenn es auch noch so klein und unscheinbar war, einen ganzen Roman erzählen. Jacques redete ununterbrochen. Von

Tieren, Menschen, Jagden, seinem Leben, seiner Ausbildung, seinem zukünftigen Reich und, nun ja. Von Vampiren. „Weißt du, das sind schon eigenartige Wesen. Diese Vampire“, sagte er, „gefährlich ja, aber auch sehr eigenartig und mysteriös. Ist es nicht befremdend, dass sie im Dunkeln leben und sich von Gott abwenden?“ „Glaubst du wirklich, dass sie das tun?“, fragte ich und befürchtete schon, dass Jacques wegen meiner Zweifel ausrasten würde. „Was denn sonst?“, fragte Jacques zurück. „Ich weiß es nicht“, erwiderte ich und beobachtete einen Schmetterling, der vor uns vorbeiflatterte und sich auf eine Rose setzte. „Aber was passiert denn dann mit Menschen, die ihr ganzes Leben lang fromm und pflichtbewusst waren, aber dann von einem Vampir gebissen werden?“ Auch Jacques hatte darauf keine Antwort. „Na ja, lass uns zurückgehen, sonst verpassen wir noch das Mittagessen“, meinte er und stand auf.

Ich hatte eigentlich keine große Lust auf das Essen. Irgendwie hatte ich keinen Appetit. Merkwürdig. Ich hatte in letzter ziemlich wenig gegessen. Wirklich. Sehr merkwürdig. Trotzdem folgte ich Jacques zurück zum Schloss.

Während des Essens hörte ich den anderen schweigend zu.

Lyell erzählte kurz von seinem Training und beschloss, am Abend mit Pier, Jean, Paul, Frederique und Sebastian auszureiten.

König und Königin schwiegen wie immer.

Pier und Frederique quasselten über die Vor- und Nachteile ihrer Waffen.

Sebastian beobachtete mich argwöhnisch. Ich ignorierte ihn wie immer.

Jacques erzählte dem aufmerksam lauschenden Lyell von unserem Spaziergang.

Antoine aß schweigend sein Mittagessen.

Mir fiel auf, dass Philippe mich beobachtete. Als ich ihn ansah, schaute er schnell auf seinen Teller und aß rasch weiter. Ich blickte ebenfalls auf meinen halbvollen Teller und legte mein Besteck darauf. „Bist du schon satt?“, fragte Jacques überrascht. „Du hast ja fast nichts gegessen“, sagte Lyell besorgt. „Ich habe im Moment einfach keinen Hunger. Das kommt schon wieder“, versuchte ich den Prinzen zu beruhigen. Lyell schaute mich beunruhigt an. Jacques nahm es gelassen und stand auf. „Ein kleiner Ausritt wird Ihren Appetit bestimmt anregen“, sagte er und half mir beim Aufstehen. Mir fiel auf, dass Philippe mich besorgt ansah.

Ich folgte Jacques aus dem Speisesaal. Er führte mich in den Stall, dort befahl er einem Stallburschen, sein und ein ruhiges Pferd vorzubereiten.

Eine Viertelstunde später saßen Jacques, auf seinem schönen braunen und ich, auf einem ruhigen schwarzen Pferd und ritten in den Wald hinaus. Der junge Mann redete die ganze Zeit. Ich hörte ihm aufmerksam zu, ließ mir alles über das Land und seine Situation erklären und fragte ihn schließlich, ob es hier in der Nähe ein Dorf oder eine Stadt gab. Bis jetzt hatte ich nicht mehr, als Schloss, Garten und ein Stück vom Wald gesehen. Was vor den Toren lag, wusste ich nicht. „Oh ja. Es gibt hier ein nettes, kleines Dörfchen, keine 300 Meter vom Schloss entfernt. Wenn du willst, reiten wir hin“, sagte Jacques, „solange es dir nichts ausmacht, wenn wir erst später heimkommen.“ „Nein, überhaupt nicht“, winkte ich ab und wir ritten durch den Wald zum Dorf.

Das Dorf war alles andere als klein. Auf den Straßen herrschte dichtes Gedränge. Überall waren Stände aufgebaut und die Leute boten laut ihre Waren an. Jacques und ich ritten fröhlich durch die Straßen, blieben hier und dort stehen und betrachteten die angebotene Ware. Wir amüsierten und prächtig und waren bei Einbruch der Dämmerung immer noch im Dorf. Wir sollten zurück, sonst macht sich Monsieur Lyell noch Sorgen um dich“, meinte Jacques schließlich. Um wieder zurück zum Schloss zu

kommen, mussten wir über den Marktplatz und ans andere des Dorfes kommen. Es erwies sich als schwieriger, als erwartet, denn es schien fast so, als wären alle Leute des Dorfes auf dem Weg zum Marktplatz. Jacques und ich mussten schließlich absteigen und die Pferde führen. „Hast du eine Ahnung, was das los ist?“, fragte ich. „Nein, keine Ahnung“, antwortete mein Begleiter, „hier ist normalerweise nur so viel los, wenn eine Hinrichtung stattfindet.“ Bei diesen Worten erschauerte ich heftig. „Entschuldigung“, wandte sich Jacques an einen der vorbeihastenden Leute, „könnten Sie uns vielleicht sagen, was hier los ist?“ „Ja, ein Vampir wurde gefangen, wussten Sie das nicht?“ „Nein, aber viele Dank“, erwiderte Jacques. Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. „Heißt ... heißt das, hier wird gleich, ein Vampir getötet?“, fragte ich und wurde kreidebleich. „Ja, das ist immer ein aufregendes Erlebnis. Komm das müssen wir und ansehen!“, antwortete mein Begleiter fröhlich und zwängte sich durch die Menge, um einen besseren Platz zu ergattern. Schaudernd folgte ich ihm. Jacques hatte sich ziemlich weit nach vorne gedrängt. Er stand nun fast vor der kleinen Holztribüne, die in der Mitte des Platzes stand. Ich stellte mich neben ihn und wagte erst jetzt, den Blick auf die Tribüne zu richten.

Da stand er. Der Vampir. Höchstens 15 oder 16 Jahre alt (genauso alt wie ich), gefesselt an ein großes, schweres, aufrechtstehendes Kreuz und blickte mit gesenktem Kopf nach unten. Mir blieb einen Moment lang das Herz stehen, als ich ihn sah. Der Vampir hob leicht den Kopf. Seine kurzen dunkelbraune Haare fielen schlaff in sein blasses, lebloses Gesicht. Unsere Blicke trafen sich. Ich starrte in seine leeren, schwarzen Augen und verlor mich in dessen Tiefen. Wir sahen uns eine lange Zeit an, dann senkte er schwach den Kopf und schaute wieder zu Boden. Aus den Augenwinkeln registrierte ich, dass ein Mönch auf ein Podest trat und zu reden begann. Doch ich achtete nicht auf das, was er sagte. Mein Blick war auf den Vampir geheftet und ich konnte ihn nicht mehr von ihm lösen. Es war, als hätte er mich hypnotisiert mit seinen leeren schwarzen Augen, in denen nicht der kleinste Hoffnungsschimmer lag.

„Noch ist es nicht zu spät“, flüsterte ich. Der Vampir hob erneut schwach den Kopf. Der Mönch hatte aufgehört zu reden.

Ein zweiter Mann, gekleidet wie ein Henker trat vor. Er hatte einen zugespitzten Holzpflock und einen Hammer in den Händen.

Mit grimmiger Miene ging er auf den Vampir zu. Wieder trafen sich unsere Blicke. „Hilf mir“, flehten seine schwarzen Augen. Der Henker hob den Pfahl. „Stop!“, schrie ich. Der Henker hielt inne und blickte mich verdutzt an.

Mir war klar, dass alle Blicke auf mich gerichtet waren, aber es war mir egal. Mein Körper bewegte sich ganz von allein. Ich ließ die Zügel meines Rappen los und kletterte rasch auf die Tribüne. Ich ging neben dem Vampir in die Knie, holte meinen Dolch hervor und schnitt die Seile durch.

Ehe einer der Menschen wusste, was geschah, hatte ich den Vampir auch schon befreit. Schwach und erschöpft wie er war, fiel er mir sofort in die Arme. Ich hielt ihn fest und schüttelte ihn leicht, damit er bei Bewusstsein blieb. Der Henker, ein ziemlich bulliger Mann, wie mir jetzt auffiel, fand zuerst seine Sprache wieder. „Hey, was fällt dir eigentlich ein, du freche Göre!“, rief er und trat einen Schritt auf mich zu, wobei er seinen Dolch zückte. „DU ...!“

Wusch.

Mit einer raschen Handbewegung warf ich mein Messer nach ihm und es schlug dem Mann die Waffe aus der Hand.

Wusch.

Ein zweites Messer fegte ihm Pfahl und Hammer aus den Händen.

„Was zum ...?“, rief er erstaunt und taumelte zurück. Ich zückte vier weitere Messer und hielt sie zwischen meinen Fingern, so dass es aussah, als hätte ich, vier Waffen statt Finger. Der Vampir in meinen Armen stöhnte leise. Ich blickte ihn an. Mit einem Schlag öffnete er die Augen und starrte mich an.

Ich las seine Begierde in seinen Augen, die nun goldfarben schimmerten.

Blut.

Er verlangte nach Blut.

Er streckte die Arme aus und packte mich an den Schultern. Die Messer glitten mir aus den Fingern und fielen zu Boden. Der Vampir stieß einen kurzen, leisen Schrei aus, als ein Dolch ihn in den Arm traf. Ich blickte zur Seite. Jacques hatte seinen Dolch nach dem Vampir geworfen und funkelte ihn jetzt wütend an. Dieser fauchte wie eine wilde Katze und zog sich die Waffe aus dem Arm. Er umfasste meine Taille, hob mich ohne jegliche Anstrengung hoch und stieß sich mit einer kräftigen Bewegung vom Boden ab. Ich stieß einen kurzen Schrei aus und schlang die Arme um seinen Hals. Der Vampir breitete zwei lederartige Flügel aus und flog mit mir in die Nacht, weg von dem Marktplatz, weg von den Menschen.

Ich klammerte mich ängstlich an den Vampir. Er flog mit atemberaubender Geschwindigkeit auf den Wald zu. Je näher wir kamen, desto langsamer und tiefer flog er. Schließlich landeten wir sanft auf dem weichen Waldboden. Er ließ mich los. Die Flügel verschwanden und deren Stelle tauchte ein flatternder, schwarzroter Umhang auf. Der Vampir schaute mich an. Seine Augen waren immer noch golden, doch nun hatte er schwarze Pupillen. „Wie heißt du?“, fragte er mich. „Mary“, antwortete ich und konnte den Blick nicht von seinen Augen wenden. Er nickte knapp. „Wo wohnst du denn?“, fragte der Vampir. „Im Schloss.“ „Verstehe“, sagte er nachdenklich und wandte sich um, „folge mir. Ich bring dich zurück.“ Wie verzaubert folgte ich ihm. Schweigend lief ich dem Blutsauger hinterher. „Warum“, fragte ich plötzlich, „warum tötest du mich nicht?“ „Du hast mir das Leben gerettet“, antwortete er, „warum sollte ich dich töten?“ „Aber ich dachte, du hättest ...“ „Durst? Oh, ich könnte einen Elefanten leer trinken“, erwiderte der Vampir und spürte, wie er die kommende Welle blutroter Aura unterdrückte. „Tut mir Leid“, sagte ich. Der Vampir blieb stehen und drehte sich erstaunt zu mir um: „Wieso?“ „Weil ich dir nicht helfen kann“, sagte ich und schaute zu Boden. Ich spürte, dass er direkt vor mir stand. Er streckte die Hand aus und hob mit seinen eiskalten Fingern meinen Kopf hoch. Ich unterdrückte ein Schaudern. Ich sah ihm wieder direkt in die Augen. Sie waren jetzt ganz schwarz, nur der Rand war golden. „Du hast mir mehr als genug geholfen“, sagte er und sein Gesicht war meinem ganz nah, „du hast mir das Leben gerettet. Ich danke dir. Tausend Dank, Mary. Ich stehe tief in deiner Schuld“, flüsterte er und kam mir noch ein wenig näher. „Verschwinde! Hinfort mit dir, verdammter Blutsauger“, hörte ich eine bekannte Stimme. Lyell! Der Vampir trat einen Schritt zur Seite und drehte sich um. Ich erkannte Lyell, der gefolgt von Jacques auf mich zu eilte. „Oh, deine Freunde, richtig?“, fragte der Vampir belustigt und legte eine Hand auf meine Schulter. Ich nickte. „Dann werde ich ihnen natürlich nichts tun“, sagte der Vampir, beugte sich vor und hauchte mir einen Kuss auf die Wange. „Ich hoffe, wir sehen uns wieder, Prinzessin. Eure Aura ist noch geheimnisvoller und anziehender, als ich je zu träumen gewagt hätte“, wisperte er mir ins Ohr und verschwand mit einem leisen Plopp. Reglos stand ich da, unfähig irgendetwas zu denken. Lyell und Jacques eilten

auf mich zu. Erst ihr Rufen riss mich aus meiner Trance. „Mary!“ „Lyell!“, rief ich glücklich und fiel ihm in die Arme. Der Prinz umarmte mich stürmisch und flüsterte: „Oh mein Gott, was hat er dir nur angetan, Schwesterherz?“ „Nichts. Er hat mir nichts getan. Er wollte mich nur zurückbringen“, wisperte ich zurück. „Aber, aber. Er hat doch versucht, dich zu beißen“, sagte Jacques aufgeregt. „Nein, ich ... ich glaube, er wollte mich küssen“, stotterte ich und spürte, wie mein Gesicht heiß wurde. Mein Herz klopfte immer noch wie verrückt. „Er wollte dich küssen?!“, rief Lyell erschrocken und überrascht. „Oh mein Gott, was hat er dir nur getan?“ Der Prinz wirkte, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. „Lyell! Mir geht's gut! Wirklich!“, beteuerte ich und ließ mich noch einmal umarmen. „Lasst uns zurückgehen“, meinte Jacques, „bevor er noch zurückkommt.“ „Ja.“ Lyell nahm mich bei der Hand und wir gingen zurück ins Schloss. Dort erwartete uns ein Donnerwetter. Der König war mächtig sauer. Kaum hatten Lyell, Jacques und ich das Schloss betreten, da polterte er auch schon los: „Was fällt dir eigentlich ein? Eine Schande ist das, ein Skandal!“ Er schimpfte und schrie gute 20 Minuten. Wie ich auch nur auf den Gedanken gekommen wäre, diesem Biest zu helfen. Was mir eigentlich einfällt, so gedankenlos zu handeln.

Was für eine Schande das für seinen Ruf, seine Ehre war.

Und, und, und.

„Aber Vater, versuchte Lyell den König zu beruhigen, „vielleicht hat er Mary hypnotisiert oder so etwas in der Richtung. Es heißt doch, Vampire hätten den Magischen Blick.“

Doch der König beachtete ihn kaum. Erst, als seine Frau, die Königin dazwischen ging, beruhigte er sich etwas.

Ich bekam Hausarrest und Jacques habe ich seit diesem Tag nie mehr im Schloss gesehen.